

„Die Liebe hat das scharfe Auge.“

Die diakonische Seite des Besuchsdienstes

Ulrich Laepple, Berlin

**Vortrag bei der Tagung der Besuchsdienst-Mitarbeitenden der Evangelischen Kirche im Rheinland (3. 3. 2007 in Bonn)**

Liebe Schwestern und Brüder,

ich habe mich auf diesen Tag gefreut. Denn zu einem Vortrag eingeladen zu werden in einem Arbeitsfeld und in der Region, in der ich bis vor 4 ½ Jahren 11 Jahre lang tätig war – es war eine Arbeit, die mir sehr am Herzen lag und mich mit vielen großartigen, engagierten Menschen zusammenbrachte, von denen ja auch heute einige hier sind – in dieses frühere Arbeitsfeld nun mit einem Vortrag eingeladen zu werden, ist etwas Besonderes, und ich danke herzlich dafür.

Dass Pfarrer Jürgen Schweitzer mich dazu gebeten hat, ist aber nicht in erster Linie begründet in einer Nettigkeit mir gegenüber – auch wenn unser persönliches Verhältnis ein sehr freundschaftliches ist. Er hat mich eingeladen, weil meine neue Arbeit im Diakonischen Werk der EKD zu diesem Thema passt: Ich soll aus *diakonischem* Blickwinkel auf die Tätigkeit des Besuchens, auf Ihre Tätigkeit, schauen. Darum wurde mir – und ist uns – heute Nachmittag das Thema gestellt:

### **„Die diakonische Seite des Besuchsdienstes“.**

#### **I. Die beiden Hände Christi**

„Die *diakonische* Seite des Besuchsdienstes?“ Würde ich das Thema das erste Mal hören, wollte ich gewiss sofort fragen: „Wenn es eine diakonische Seite des Besuchsdienstes gibt - was ist dann die *andere* Seite?“

Vielleicht ist Ihnen nicht immer so recht bewusst geworden, dass Sie zu Besuchsdienst-Tagungen seit jeher vom „Amt für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste“ eingeladen werden. Sie werden also nicht vom *Diakonischen Werk* eingeladen, sondern von einem „Amt für missionarische Dienste“. Was bedeutet das?

Es bedeutet, dass unserer Kirche die Menschen, die nichts oder wenig vom Evangelium wissen, die am Rande der Gemeinde, ohne innere Beziehung zu ihr oder sogar jenseits von ihr leben (als Ausgetretene oder sog. Konfessionslose) - dass unserer Kirche diese Menschen nicht gleichgültig sind, dass sie diese Menschen gerne erreichen möchte. Eine Kirche, eine Gemeinde nämlich, die dies nicht mehr möchte, die sich selber genügt, könnte nicht in rechter Weise Kirche Jesu Christi sein. Über jeder Gemeinde steht der Auftrag: „Geht hin und macht zu Jüngern...“. Darum heißt das Programm der Rheinischen Kirche (die übrigens immer noch die meine ist): „Missionarische Volkskirche“. Das Evangelium in Gottes Namen unter die Leute zu bringen und die Gemeinden aus der Beschäftigung mit sich selbst zu befreien: das ist Mission.

„Missionarische Volkskirche“. Johann Hinrich Wichern hat es mit einem berühmt gewordenen Satz auf den Punkt gebracht: „Wenn die Menschen nicht zur Kirche kommen, muss die Kirche zu den Menschen kommen“. Er war übrigens nicht nur der Begründer der Inneren Mission, der neuzeitlichen Diakonie, sondern auch ein Mann, der das Bild von einer hingehenden, aufsuchenden Kirche geprägt hat. Eigentlich war er der Begründer einer

organisierten Besuchsarbeit der Kirche. Sie ist nämlich ein herausragendes und bewährtes Werkzeug in diesem Auftrag „Geht hin...“. Nicht wahr, das ist unser Ding als Mitarbeitende im Besuchsdienst: hingehen. Es hat also seinen guten Grund, dass diese Arbeit im „Amt für missionarische Dienste“ verankert ist.

Das ist die missionarische Seite des Besuchsdienstes. Es ist das „Besuchen und Finden“, wie das schöne Logo der rheinischen Besuchsdienst-Arbeit heißt. „Suchen und Finden“ – diese zwei Worte beschreiben in den Evangelien immer wieder, worum es Jesus gegangen ist: Menschen nicht verloren zu geben. Darum die Gleichnisse vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen, vom verlorenen Sohn. „Suchen und finden“, das Lebensthema Jesu.

Wenn also das „die missionarische Seite“ des Besuchens ist, wie verbindet sich damit „die diakonische Seite“, über die ich vor allem sprechen soll?

## II. Diakonie in der Gemeinde – eine Verlegenheit?

Vor kurzem hatte ich an einer theologischen Einrichtung im Osten unseres Landes Unterricht zu halten. Mein Thema war „diakonischer Gemeindeaufbau“.  
„Was löst bei Ihnen das Wort ‚Diakonie‘ aus?“, fragte ich zu Anfang und schrieb dann die gegebenen Antworten stichwortartig an.

Das Ergebnis war für mich erstaunlich: der Begriff „Diakonie“ wurde ausschließlich mit Hilfeorganisationen jenseits der Gemeinde in Zusammenhang gebracht: mit Krankenhäusern und Altenheimen, mit diakonischen Anstalten wie Bethel, Hephata oder Tannenhof, vielleicht noch mit der Diakoniestationen oder mit Hospizen. Einer hatte immerhin noch von seinem Vater erzählt, der in der DDR-Zeit ab und zu Afrikaner in die Familie eingeladen habe. Ob das nicht auch „Diakonie“ sei, fragte er unsicher.

Ich bin immer wieder erstaunt, wie viele Menschen – weit über den Kreis dieser Studenten hinaus - ein fast ausschließlich „institutionelles“ Verständnis von Diakonie haben.

Gut, einer der Studenten hatte etwas gewusst von der persönlichen Ebene **nachbarschaftlicher Diakonie**.

Sie hatten auch ein gewisses Bild von der **Einrichtungsdiaakonie** (Krankenhäuser, Altenheim, Bethel).

Sie wussten aber nichts zu sagen über die sog. **anwaltschaftliche Diakonie** (die sich in Denkschriften äußert, in Verhandlungen mit Regierungen, über Stellungnahmen etwa zur Gesundheitsreform oder zu Hartz IV, in denen sich kirchliche Diakonie politisch einmischt und eine Verantwortung wahrnimmt für das Ganze der Gesellschaft: „Suchet der Stadt Bestes!“

Vor allem aber blieb eine Leerstelle: die Tatsache, dass Diakonie zentral ein Thema der Gemeinde ist. Leerstelle „**Gemeindediakonie**“.

Von dieser Diakonie hatten sie kein klares Bild und konnten darüber nichts erzählen. Woran liegt das? Sicherlich nicht daran, dass es in den Gemeinden kein diakonisches Handeln gäbe. Aber dieses Handeln hatte keinen Begriff. Und was keinen Begriff hat, wird nur schwer begriffen und i.d.R. auch nicht gut gestaltet.

Dazu ein Beispiel, das Sie alle kennen: In den Kollektenabkündigungen heißt es oft: „Die Kollekte ist für diakonische Aufgaben in der Gemeinde bestimmt?“ Nur, niemand weiß, was

das für „diakonische Aufgaben“ sind. Es wird nicht konkret. Es bleibt im Nebel. Keine Anschauung, keine Information, keine Erwärmung der Menschen, keine Fürbitte, und ach, so wenig Liebe!

Wenn mein Herz erreicht oder erwärmt werden soll, brauche ich Anschaulichkeit, will ich die Lage der Menschen verstehen, denen meine Hilfe gelten soll, brauche ich eine Antwort darauf, wer diese Menschen sind. Kürzlich, bei einem Gottesdienst in Berlin, wurde in der Kollektenansage das Kirchenkreisprojekt „Laib und Seele“ vorgestellt, eine Aktion für Obdachlose. Hinten am Ausgang stehe ein Korb. Man brauche Kaffee, Gemüse, Schokolade, Tempotaschentücher, Klopapier, dies und jenes. Es war sehr konkret. Und es wurde die Situation von Obdachlosen wenigstens angedeutet. Auch hier hätte ich mir noch mehr Klarheit im Blick auf das Projekt gewünscht, für meinen Kopf und für mein Herz. Aber immerhin: Es wurde konkret. Und es wurde dafür gebetet. Das Projekt hat mich erreicht.

Geht es Ihnen nicht auch so: wenn etwas Ihr Herz erreicht, springt das Portemonnaie wie von selbst auf. Wenn nicht, schleiche ich mich am liebsten an den Menschen mit den Kollektenkörben vorbei aus der Kirche hinaus...

„Diakonie in der Gemeinde“ – ein Arbeitsgebiet das Klarheit und bewusste Gestaltung braucht und verdient.

### **III. Blinde Flecken der Wahrnehmung**

Ein Sozialarbeiter berichtet in einem Presbyterium über seine Arbeit in der Schuldnerberatung. Er schildert die Lebensumstände zweier Klientinnen. Er zeichnet die Spirale von Scheidung bzw. Arbeitslosigkeit, Mutlosigkeit, Verschuldung und Alkoholtrost nach. Das Presbyterium reagiert darauf zunächst mit betroffenem Schweigen. Eine Presbyterin bringt dann zum Ausdruck, was offensichtlich viele empfinden: „Ich wusste gar nicht, dass Menschen in solchen Situationen unter uns leben.“ Der Satz spiegelt das Erschrecken über blinde Flecken der Wahrnehmung wider. Menschen in ihren notvollen Lebensumständen kommen häufig nicht in den Blick, oder nur als Ausgegrenzte, die scheinbar nicht zu uns gehören. (G. Schäfer)

Das Beispiel kann darauf aufmerksam machen, dass viele Gemeinden an einer Krankheit leiden. Sie heißt „Milieuverengung“. Die Folge: Blinde Flecken der Wahrnehmung. Das führt bei vielen Gemeinden zu Ausblendungen und Ausgrenzungen.

Vor kurzem ist eine Denkschrift der EKD veröffentlicht worden. Solche „Denkschriften“ greifen ein aktuelles Thema auf und geben eine offizielle kirchliche Stellungnahme ab. Die Denkschrift, die ich meine, hat den Titel „Gerechte Teilhabe – Zur Armut in Deutschland“. In ihr werden bedrängende soziale Fragen behandelt – die zunehmenden Kinderarmut bis zu Hartz IV. Es wird aber auch eine Frage angesprochen, die mich besonders nachdenklich gemacht hat:

Die Denkschrift stellt fest, dass in vielen christlichen Gemeinden in Deutschland ärmere Menschen wenig oder gar nicht sichtbar seien. Zwar täten nicht wenige Gemeinden etwas für Arme, gerade an sozialen Brennpunkten (z.B. gibt es sog. „Tafeln“, wo ärmere Menschen etwas zu essen bekommen können. Manche Gemeinden unterhalten Kleiderkammern und geben noch gute, getragene Kleidung ab). Aber in den meisten Gemeinden, so die Denkschrift, treffe man ein eher gepflegtes Mittelschichtmilieu an, das nicht nur wenig Ärmere aufweise, sondern sich im Bildungsniveau, Lebensstil und im ganzen Verhalten deutlich gegen andere Milieus abgrenze.

Mit anderen Worten: Manchmal scheitern ärmere Menschen schon am Kleidungsstandard, der am Sonntagmorgen in manchen Gemeinde üblich ist, andere an der gehobenen Sprache, andere an der Fremdheit der Atmosphäre. Vor allem aber an einer befürchteten oder gefühlten Distanz, die man ihnen entgegenbringen könnte. Ein Zitat aus der Denkschrift: **„Die Kirche zählt in der Regel zu den Einrichtungen, die eher ‚oben‘ angesiedelt sind und mit denen man zwar unter bestimmten Bedingungen etwas zu tun hat, zu denen man aber nicht gehört und in denen man sich deswegen auch nicht betätigt.“** (Nr. 137)

Ich weiß, das ist von Region zu Region durchaus unterschiedlich. Und doch: Wir sind gerne „oben“, gesellschaftlich „oben“. Auch in der Kirche. Wir Menschen haben alle von Natur aus einen Sog nach oben. Aber der Gott der Bibel hat einen Hang nach unten. *Wir* sind gerne „unter *uns*“. Aber Jesus hat ein vitales Interesse auch an denen draußen. Er will uns mitnehmen zu denen „draußen vor der Tür“ und sie uns zeigen als unsere Brüder und Schwestern.

#### **IV. Sehhilfen durch die Bibel**

Ich will davon etwas zeigen an einem biblischen Text. Er ist mir besonders lieb, denn ich habe ihn mir vor 15 Jahren zu meiner Einführung in die rheinische Besuchsdienst-Arbeit als Predigttext ausgesucht. Er ist für mich *der* biblische Grundtext für die Besuchsarbeit. Er steht Luk. 1,78 und heißt:

**„Durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes hat uns besucht das aufgehende Licht aus der Höhe, damit es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.“**

Was wir hier hören, ist das Evangelium „in a nutshell“, wie die Engländer sagen – „in einer Nussschale“. Wir könnten auch sagen: die „Theologie des Besuchsdienstes in einer Nussschale“. In vier Zeilen wird alles Wichtige gesagt. Lassen Sie uns jede Zeile kurz beleuchten:

1. Die erste Zeile sagt uns: Wir glauben an einen Gott, der ein Herz für seine Menschen hat – nichts anderes ist „Barmherzigkeit“. Einen Gott, der sich aufmacht zu seinen Menschen und sie gewinnen möchte. Denn er will nicht Gott sein *ohne* uns Menschen. Lassen Sie uns immer wieder neu darüber staunen: Wir glauben an einen Gott, dessen Leidenschaft der Mensch ist. Das gehört zum Grundwissen, zum Fundament unserer Besuchsdienst-Arbeit – egal, ob wir sie missionarisch oder diakonisch nennen. Gottes Herz schlägt für seine Menschen.
2. Die zweite Zeile sagt uns: all *unserem* Besuchen ist *ein* Besuch schon voraus gegangen. „Gott hat uns besucht!“ Ein Besuch, im Vergleich zu dem *unsere* Besuche nur ein Zweites, ein Echo sein können. Durch diesen ersten Besuch ist nämlich die Welt schon in ein helles Licht getaucht: „Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein‘ neuen Schein“ – wir haben das Lied an Weihnachten gesungen. Dieses Licht im Blick zu haben, es zu glauben über uns und der ganzen Welt zu glauben, anderen Menschen diesen Glanz zu zeigen, ist Vorrecht und Aufgabe von Besuchsdienst-Mitarbeitenden.
3. Die dritte Zeile nimmt *den Adressaten* genauer in den Blick. Wo will dieses Licht hin? Es will hin „zu denen, die sitzen im Schatten des Todes“ – ein Ausdruck, den man als Zitat aus Psalm 23 verstehen kann („Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal“). Dieses Licht will also in eine Welt, die im Schatten des Todes sitzt (auch wenn sie das weithin nicht weiß oder wahrhaben will). Dass Gottes Licht gerade dorthin will, ist eine Aussage,

über die Jochen Klepper staunte und darum in seinem Adventslied den Vers dichtete:  
„Gott will im Dunkeln wohnen und hat es doch erhellt“.

Und dann, am Schluss, in der vierten Zeile, kommen *wir Besuchsdienstmitarbeitende* ins Spiel, und zwar sehr anschaulich: wir und unsere Füßen:

4. „...und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.“  
Vom Lichtglanz Gottes herkommend sollen wir zu den Menschen gehen und sie in eine ganz bestimmte Richtung mitnehmen. Das Ziel heißt Friede, *Schalom*.  
Schalom ist in der Bibel Friede in drei Dimensionen: Friede mit Gott, Friede mit den Mitmenschen, der Friede mit sich selber. Gott will, dass sich unser Leben dreifach entfalten kann: zu Gott hin, zum Mitmenschen hin und zu mir selber hin. Wir Menschen sind auf diese dreifache Beziehung hin angelegt. Gott will, dass unser Leben in diese drei Richtungen aufblüht. Das ist das biblische Menschenbild.

Was aber heißt „Schatten des Todes?“ Viele Menschen geraten auf die Schattenseite des Lebens. Das muss nicht gleich die Konfrontation mit dem Tod bedeuten. Aber wenn jemand auf die Minusseite des Lebens gerät, spürt er etwas von den Schatten des Todes, die ins Leben ragen.

Lassen Sie uns diese Besuchsdienst-Theologie einmal ausprobieren:

*Der schwer kranke Mensch*: Er lebt auf der Minusseite des Lebens. Er ist aus der Bahn geworfen mit seinem Leben, zur Untätigkeit verdammt, von unsichtbaren oder sichtbaren Mauern vom „Land der Lebendigen getrennt“ (wie es in einem Psalm der Bibel heißt). Jesus lenkt unseren Blick auf ihn: „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht.“

Ihn besuchen hieße also: sein Leben hineinzustellen in den dreifachen Frieden mit Gott.

Erstens mit den Mitmenschen: denn der Besuch wird eine Verbindung mit dem Leben draußen sein. Zweitens für sich selber: der Kranke wird für sich selber die Freude einer Wertschätzung empfinden: „Was, Du kommst extra für mich hierher?“ Und drittens zu Gott hin: vielleicht wird ein Liedvers, ein Gebet, ein Segenswort ein Fenster öffnen für den Wert, den der Kranke gerade bei Gott unverlierbar hat.

Unsere Aufgabe als Besuchsdienst-Mitarbeitende – wie sollten wir sie nennen? Ich würde sie „diakonische Seelsorge im Zeichen des Schalom“ nennen.

Was könnte diese Seelsorge für alte Menschen bedeuten? Dass ihr Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden und überflüssig zu sein, widerlegt wird vom Glanz der mitmenschlichen Barmherzigkeit Gottes, der auf sie fällt: durch mein besuchendes und auch praktische Hilfe anbietendes Interesse am Leben dieses Menschen.

Oder für Arbeitslose, die im Spiel des Lebens zu Verlierern geworden sind. Ihnen Gottes Schalom bringen könnte heißen, dass sie verstehen: „Ich bin mehr wert als ich selber weiß. Ich bin geliebter als ich mir je ausdenken könnte.“ Und wir könnten ihm auch noch zeigen, dass er in uns als Gemeinde einen Anwalt für seine Problemlage hat. Ich kenne eine Gemeinde, die mit dieser Anwaltschaft so Ernst macht, dass sie einen Arbeitslosentreff in den eigenen Räumen organisiert hat mit Gesprächsangeboten, mit gemeinsamen Unternehmungen, mit Beratung.

Ich kann das jetzt nur andeuten, was es heißen könnte: „Und richte unsere Füße auf den Weg des Schalom“. Wie fruchtbar dieser Begriff des „Schalom“ für unsere, Ihre Arbeit ist, müssten Sie selber weiter ausprobieren.

Vielleicht denken Sie aber auch: „Ein viel zu großer Horizont für meine Besuchsarbeit! Ich bin Praktikerin und mach’ mir nicht so viele Gedanken. Ich pack’ mir meine 100 Gemeindebriefe oder meine Geburtstagsliste und geh los.“

Meine Gegenfrage wäre: Könnte es nicht auch eine blinde Betriebsamkeit des Besuchens geben, die richtungslos ist und darum leicht geschwätzig wird, weil sie sich keine Gedanken macht über Sinn und Ziel des Auftrags? Das sollten wir uns nicht leisten.

Unsere so wichtigen Treffen als Besuchsdienstgruppen sind auch dazu da, Klarheit über unsere Berufung zu gewinnen, darüber, was wir mit unseren Besuchen wollen. „Schalom“ bringen: „Friede mit Gott, Friede mit sich selber, Friede mit den anderen“ – und meist sind es nur ganz kleine Fenster, die wir zu diesem Frieden hin öffnen können. Aber sie können der Anfang einer großen Befreiung sein.

Darum ist es gut, wenn wir unsere Arbeit in den Horizont Gottes stellen und wissen: ***Unser Besuchsdienst ist ein Dienst in Gottes Friedensplan. Er ist ein Echo auf den Ruf der Engel in der Weihnachtsnacht: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Dadurch fällt eine große Würde, ein Licht der Achtung und Beachtung auf unseren Dienst.***

Hier muss ich Ihnen von einem Erlebnis erzählen, das mich sehr bewegt hat.

Ich war zu einer „Gemeindekirchenrats-Rüste“ eingeladen. Am Stadtbahnhof holte mich ein Gemeindeglied ab und fuhr mich in das etwas abgelegene Dorf zum Veranstaltungsort. Er war ein sympathischer, einfacher Mensch von ca. 50 Jahren. Was er denn so mache, frage ich. „Ich bin Totengräber“ (er schaut mich etwas prüfend an, wie ich reagiere) „und helfe in der Gemeinde mit, wofür man mich eben braucht.“ Er kommt ins Erzählen. Ihm mache seine Arbeit Spaß (obwohl das ja nicht ganz „das richtige Wort“ für seine Arbeit sei). Aber wenn Angehörige von Verstorbenen am Samstag mit ihm über den Friedhof gingen, um eine Grabstelle auszusuchen und sich für die Unannehmlichkeit, dass es Samstag sei, entschuldigen, sage er: „Sie haben es viel schwerer als ich. Ich mache das gern.“ Und er komme bei diesen Gängen oft ins Gespräch über das Leben der Verstorbenen, über die Trauer der Angehörigen und spreche mit ihnen über den Glauben. Nach einer Pause etwas unvermittelt: „Und die Ein-Euro-Jobs sind auch eine gute Sache! Ich habe vier solche Mitarbeiter auf dem Friedhof. Alle sind sie irgendwann aus der Kirche ausgetreten. Aber es sei doch nicht in Ordnung, so mit der eigenen Taufe umzugehen!“ Das habe er ihnen klar gemacht. Inzwischen seien drei von ihnen wieder in die Kirche eingetreten.

Ich sehe in diesem Mann ein wunderbares Beispiel für ein Laienapostolat, eine Illustration, was es heißen kann, seine Füße zu denen im „Schatten des Todes“ zu richten und sie in den Glanz des Schalom Gottes zu stellen.

Was können wir aus einem solchen Beispiel für unsere Arbeit im Besuchsdienst lernen?

## **V. Vier notwendige Kennzeichen des Besuchsdiensts**

- Erstes Kennzeichen: Kontakt

„Suchen und finden“ – das ist der Wille zum Kontakt. Der Wille zu Begegnung und zu Gespräch. Wer Begegnungen und Gesprächen ausweicht, ist nicht geschickt zum Besuchsdienst.

- Zweites Kennzeichen: Mitgehen

Ganz konkret und leiblich, mit den *Füßen*: Dieser Mensch geht mit den anderen buchstäblich einen Weg – über den Friedhof. Auch Besuchsdienstleute scheuen Wege nicht, Wege zu den anderen. Auch nicht Wege *mit* den anderen über die Friedhöfe ihres Lebens. „Wenn dich einer bittet, eine Meile mitzugehen, geh mit ihm zwei,“ sagt Jesus.

- Drittes Kennzeichen: das Gespräch

Auch der Mund ist beteiligt. Diakonie ist nicht stumm. Der Totengräber sagt Worte, die trösten können. Nicht von oben herab, sondern neben ihnen auf dem Weg. Ähnlich wie Jesus beim Gang nach Emmaus mit den beiden Jüngern.

- Viertes Kennzeichen.

Unser Totengräber sieht die Trauernden, auch seine Mitarbeitenden, er spürt, wie sie dran sind und was sie brauchen und stellt sie ins Licht des Friedens Gottes.

„Diakonische Seelsorge im Zeichen des Schalom“.

## **VI. Klimawandel in der Gemeinde**

Vor kurzem schickte mir eine Theologiestudentin eine Examensarbeit mit einem Titel, der mich aufhorchen ließ. „Ein diakonisches Klima in der Gemeinde gestalten“.

„Klimawandel“ ist ein Stichwort, das wir in diesen Wochen jeden Tag in der Zeitung lesen. Das Klima hat sich verschlechtert, es kommt zu gewaltigen Stürmen, Überflutungen. Weitere Katastrophen sind zu erwarten.

Auch Gemeinden haben ein „Klima“ – und manchmal auch ihre Katastrophen. In den letzten Jahren hat sich in nicht wenigen Gemeinden das Klima verschlechtert. Geringere finanzielle Möglichkeiten, Verkauf von Gemeindehäusern, Gemeindefusionen, Stellenstreichungen, erschöpfte Presbyterien, Verletzungen, man redet oft nicht mehr miteinander, nur noch über Geld. Gemeindeaufbau? Nein, eher Gemeindeabbau ist das Thema. Ein Klima der Resignation macht sich breit.

*Wir brauchen* einen Klimawandel, aber einen Wandel hin zu einem guten Klima!

Wie entsteht „ein diakonisches Klima“? Dadurch, dass wir auf Gottes Barmherzigkeit lebendig und kreativ reagieren. Ich sehe dazu vier „Aktionsräume“:

1. Die Gemeinde soll ein Raum *gefeierter* Barmherzigkeit Gottes sein.

Wir feiern Gottesdienst mit Liedern und mit dem Abendmahl. Dort ist der Ort, wo Diakonie beginnt. Gottesdienst heißt *Gottes Dienst*.

Aber wir feiern nicht nur Gottesdienste. Wir feiern auch Feste, wir essen zusammen. Wir verreisen vielleicht zusammen. Es hat alles mit der Freude an Gott und aneinander zu tun. Das führt aus Verkrampfungen, führt in eine Heiterkeit und Leichtigkeit des Seins, die uns Christen gut zu Gesicht steht. Vor dem Arbeiten soll das Feiern stehen, vor der Arbeit die Ruhe, vor dem Geben das Empfangen, vor der Sendung die Sammlung. Das schützt gegen blinden Aktivismus und gegen Burnout.

2. Die Gemeinde ist ein Raum *erzählter* Barmherzigkeit.

Wenn man die Kirchenfenster, z.B. aus dem Mittelalter, betrachtet, erkennen wir oft Szenen aus der Bibel. Das ist möglich, weil vor allem die Evangelien ein Bilderbuch und Geschichtenbuch der Barmherzigkeit Gottes sind. Da wird der Lahme von vier Freunden durchs Dach vor die Füße Jesu getragen. Da begegnet Jesus beim Teich Bethesda einem Kranken, der 39 Jahre auf seiner Matte lag. Da schreit der Blinde vor Jericho: „Sohn Davids, erbarme dich meiner!“. Wir sehen Jesus überall hineingehen in die Schatten des Todes. Diese Geschichten erzählen wir zurecht im Unterricht und in der Predigt. Sie sind eine ständige Inspiration und Quelle für die Gemeinde auch zu einer Erziehung zur Barmherzigkeit, eine Sehhilfe für Menschen im Schatten des Todes.

3. Die Gemeinde ist ein Raum *gelebter* Barmherzigkeit.

In ihr kann eingeübt werden, was es heißt: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat“ oder „Einer trage des anderen Last.“ Diakonie ist zunächst kein Projekt, keine Aktion oder Arbeitsform, sondern eine Lebensform, eine Haltung. Sie ist wunderbar beschrieben in der Geschichte der Fußwaschung: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, dass ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe“ (Joh. 13,15).

Diakonie ist z.B. die Lebensform spontaner Hilfe. Bei jemandem überraschend vorbeischaun. Ihm in einer vorübergehenden Krankheitszeit das Essen bringen. Jemandem mal zur Hand gehen. Begrüßende, aufmerksame Gemeinde sein. Gastfreundlich, nachfragend (nicht nachtragend): wie geht es bei Dir, bei Euch? Menschen nicht übersehen. Ihren Namen kennen und nennen, sie ehren. Versöhnt leben - der wunde Punkt in vielen Gemeinden, weil es so viel Streit gibt. Es kann dort kaum ein diakonisches Klima entstehen, wo man ständig gegen die vergebende Barmherzigkeit und den Frieden Gottes lebt.

Aber dann auch das Vierte: Die Gemeinde ist ein Raum der *organisierten* Barmherzigkeit. Diesem Aspekt möchte ich mich noch etwas ausführlicher zuwenden.

## **VII Organisierte Barmherzigkeit**

1.

Im Internet stoße ich auf folgende Homepage:

### ***Projekt: Älter werden zu Hause in Wilnsdorf***

#### ***Ausgangssituation***

Wer von uns möchte nicht

- auch bei Hilfebedürftigkeit - zu Hause, im gewohnten Umfeld, leben?
- ... manchmal wirft dies Fragen oder Probleme auf - kennen Sie solche Situationen auch?
- ... eine alleinstehende alte Dame, die Hilfe durch den Pflegekreis wohlthuend erfahren hat, sagte: "... ich bin ein glücklicher Mensch, weil ich frei in meinen Entscheidungen bin. Ich freue mich jeden Tag, dass jemand kommt, mich umsorgt und mir hilft."

#### ***Angebot (wir bieten)***

Unterstützende Hilfe für alte und kranke Menschen und Menschen mit Behinderung, sowie deren Angehörige, in einem Rahmen, wie sie auch von Angehörigen geleistet werden kann.

Die Hilfe soll der Notwendigkeit, den Bedürfnissen und den Möglichkeiten entsprechen, darum ist und bleibt unser Anliegen, mit Ihnen und für Sie ein individuelles Betreuungsangebot zu entwickeln und zu gewährleisten .

Wir bieten unterstützende Hilfe bei

- den alltäglichen Verrichtungen im Haushalt
- der Körperpflege
- beim Aufstehen und Zubettgehen
- bei der Nahrungsaufnahme
- bei Betreuung von Menschen mit Demenz

#### ***Potenzial***

Unsere Helferinnen leisten eine gute Arbeit und müssen sich in die besonderen häuslichen Situationen einfinden, darum werden sie geschult und weitergebildet.

Schulungen auch in Seelsorge, Antworten aus dem Glauben.

<http://www.pflegekreis-wilnsdorf.de/>

2.

„Organisierte Barmherzigkeit“ nenne ich ein solches Projekt.

Projekte dieser Art, auch kleinere, überschaubarere, entstehen in einem Prozess. Lassen Sie uns an einem Dreischritt verfolgen, wie dieser Prozess vorankommen kann. Er heißt „*sehen - beurteilen – handeln*“. Spielen wir ihn einmal durch am Beispiel von alten Menschen.

Der erste Schritt: „*sehen*“.

Wo und wie leben bei uns alte Menschen? Alt ist ja nicht gleich alt. Geht es uns mehr um die Wertschätzung, die wir bei Geburtstagsbesuchen ausdrücken wollen? Oder sollte uns mehr die Seelsorge am Herzen liegen – bei Kranken und Bewohnern der Altenheime? Hören wir vermehrt, dass ältere Menschen praktische Hilfe im Alltag brauchen? Welche Signale vernehmen wir aus den nahegelegenen Altenheimen, Pflegestationen, aus der Diakoniestation und aus den Krankenhäusern?

„Sehen“ heißt auch: Wo liegt in der Gemeinde ein Potenzial für ein Engagement? Wo und wofür zeigen Gemeindeglieder Leidenschaft und Bereitschaft? Welche Möglichkeiten und Begabungen werden sichtbar? Was wird bereits getan?

Der zweite Schritt: „*beurteilen*“. Ein Informations- und Diskussionsprozess innerhalb der Gemeinde (zum Beispiel auf einer Gemeindeversammlung und /oder einer Gemeindegemeinderatsklausur) führt zur Einschätzung der Prioritäten: Was ist dringend? Womit beginnen wir? Was können wir uns leisten? Wo übernehmen wir uns? Wo können wir mit anderen kooperieren, mit Personal aus dem Altenheim, dem eigenen Seniorenclub, der Diakoniestation? Wie machen wir die Arbeit in der Gemeinde bekannt?

Der dritte Schritt: „*handeln*“. Für diese Phase der Planung sollte man sich Zeit lassen. Die Formulierung eines Handlungskonzepts und die Vorbereitung von Mitarbeitenden muss wachsen. Man fängt besser klein an, gibt kleinere Ziele vor und meidet das große Wort „flächendeckend“. Unser Tun bleibt fragmentarisch, auch wenn wir das Fragmentarische doch immer auch überwinden wollen, also über Fehler und Mängel hinaus wollen. Gut ist es, Fachleute hinzuzuziehen. Im Diakonischen Werk sind Leute, die sich auskennen, die beraten, die gerne ein Projekt begleiten. Damit Fehler vermieden werden.

3.

Wenn wir im Neuen Testament schauen, wo das Wort „besuchen“ vorkommt, stoßen wir interessanterweise vor allem auf diakonische Zusammenhänge. Es werden die Kranken beleuchtet: „Ich war krank, und ihr habt mich besucht.“ Was für ein wichtiges Arbeitsfeld für das Feld der Gemeinédiakonie samt dem Besuchsdienst, das durchdacht und gestaltet werden will!

Aber ich will noch auf ein anderes Praxisfeld hinweisen, zu dem heute bei Ihnen kein Seminar stattfindet, ausgehend von einem Satz aus Jakobus 2,27. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit mit einer bemerkenswert feierlichen Wortwahl noch auf eine andere Gruppe von diakonisch Bedürftigen: „*Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen...*“ In einer besuchenden Trauerbegleitung sah die Urgemeinde offenbar eine besondere Verantwortung und Stärke.

Trauern heißt: „Nichts ist mehr so, wie es war. Wir selbst sind uns fremd, und die Anderen auch. Unsere Gottesvorstellung, unsere Beziehungen zu den Menschen, die Beziehung zu uns selbst – alles gerät ins Wanken. Menschen in Trauer sind gefordert, ihren Weg in einer der schwersten Krisen ihres Lebens zu finden. Und viele bleiben mit ihrer Trauer allein, werden

durch sie gelähmt, bleiben zurück mit dem Eindruck eines amputierten Lebens und verschleppen die Trauer“ (Jürgen Dusza).

Trauer ist eine besondere Herausforderung für eine diakonisch wache Gemeinde. Besuche bei Trauernden haben die Absicht, den Trauernden in der Isolation seiner Gefühle nicht allein zu lassen. Besuche können bei Trauernden das so nötige Sprechen erleichtern, gerade auch da, wo die Besuchende oder der Besuchende gemeinsames Schweigen aushält. Die Begleitung des Trauerprozesses mit Worten und Gesten, mit Gebet und Segen kann den Trauernden aus der inneren Isoliertheit befreien.

Genauso wichtig sind konkrete Hilfsangebote. Unsere Gemeinden haben dazu ideale Voraussetzungen. Jürgen Dusza, mit dem zusammen ich Trauerseminare durchgeführt habe, nennt ganz praktische Dinge: „Mitkochen für den verwitweten älteren Herrn, der ohne seine Frau völlig überfordert ist, einkaufen, eine Kanne Kaffee mit rüber bringen und gemeinsam Kaffee trinken, handwerkliche Hilfsdienste für die Witwe tun...“

Es geht also nicht um professionelle psychologische Trauerbegleitung. Es geht hier mehr um das, was früher selbstverständliche Nachbarschaftshilfe war, heute aber, in Zeiten der Anonymität, am besten organisiert wird: mit einer Person als Ansprechpartner, hinter der ein Netz von Menschen steht, die Hilfen anbieten können – ganz ähnlich, wie wir es vorhin von Wilnsdorf gehört haben. Wir sollten dieses großartige Netz unserer Gemeinden besser nützen. Es schlummern in ihm viele Gaben, gerade auch unter *den* Menschen, die man nicht so oft in Gottesdiensten und Gemeindegremien sieht, die aber gerne ihre Hilfe, ihre Stärken, einbringen. Das wird die ganze Gemeinde bereichern.

Damit komme ich zum Ende – mit einer Schlussbemerkung.

Kennen Sie das Spiel, das vielleicht auch Sie als Kinder gerne gespielt haben: „Ich sehe was, was du nicht siehst“? Wir sollten es in der Gemeinde öfter spielen. Und zwar so, dass wir einander den Reichtum zeigen, der in unserer Gemeinde steckt. Das kann durchaus auch mit Geld zu tun haben. Sie haben gewiss schon erlebt, dass Geld, wenn wir in der Gemeinde klare und einleuchtende Ziele vorgeben, überraschend reichlich fließen kann. (Wir sprachen anfangs ja davon.)

Aber ich denke an einen anderen Reichtum: Er liegt in einem ganz anderen Kapital. Ich zeige es Ihnen: „*Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der vielfältigen Gnade Gottes*“ (1.Petr. 4,10). Dieser Reichtum soll so groß und vielfältig sein, heißt es, dass man für ihn sogar Haushalter braucht, um gut damit umgehen zu können. Haben Sie das von Ihrer Gemeinde schon gewusst – und ausprobiert?

„Ich sehe was, was du nicht siehst.“ Spielen Sie in Ihren Gemeinden doch öfter dieses Spiel. Es ist ein produktives Spiel mit Gottes Verheißungen. Sie werden Entdeckungen machen. Es werden sich neue Menschen und neue Gaben finden - zu klassischen diakonischen Arbeitsfeldern, aber auch neue Arbeitsfelder mit neuen dazu passenden Menschen. Ich bin überzeugt, viele Talente sind bei Ihnen vergraben, bleiben bis heute unentdeckt und warten darauf, dass sie jemand sieht, erkennt, weckt und sinnvoll einsetzt. Gott ist ein reicher Gott.

**Und Ihre Gemeinde ist reicher, als Sie denken!**